

Landschaftsschutz und Landesplanung in Graubünden

Autor(en): **Nigg, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

tionsversuche brachte der Engadiner Apotheker S. Bernhard schließlich ein ganz vorzüglich reines, ansprechendes Produkt auf den Markt. In Chur wurde eine eigentliche Iva-Fabrik gegründet. Ständig waren damals bergkundige Iva-Sammler am Werk, kletterten sommers mit geräumigen Leinensäcken hoch hinauf in Fels und Geröll, klaubten die saftigen Blätterbüschel zusamt den halbgeschlossenen Blütenstengeln sorgsam vom Erdgrund und brachten die Ausbeute, zehn, fünfzehn, zwanzig Pfund, zu Tal. Große Ehrung ward den nach S. Bernhards Rezept fabrizierten Iva-Schnäpsen 1867 zuteil: damals wurden sie nicht nur an der Pariser Weltausstellung rühmlich ausgezeichnet, sie wurden auch von der Zürcher Sanitätsdirektion bei der in jenem

Jahre herrschenden Choleraepidemie dem Publikum ganz ausdrücklich empfohlen, als «vortrefflich erwärmendes Getränk», während anderseits der Verkauf aller sogenannten «Choleraliqueure», die anscheinend damals wie Pilze aus dem Boden schossen, strikte untersagt wurde. Schon in dem 1588 von Jakob Theodor Tabernaemontanus, Apotheker und hernach Leibarzt des Bischofs von Speier, in Frankfurt am Main herausgegebenen riesigen Codex «New vollkommen Kräuterbuch» aber steht zu lesen: «Wann einer unlustig ist und nicht essen und trinken mag, der nehme Garbenkraut und sied es im Wein, seihe es durch und trinke alle Morgen nüchtern ein gemeines Tischbecherlein voll warm.»

Viele unserer Landschaften sind in Gefahr! Das Gleichgewicht wird durch mancherlei Eingriffe der modernen Technik gestört. Die Natur wird zu sehr durch den Menschen bevormundet. Der «Korridor Graubündens», das Churer Rheintal, ist nicht selten von einer rauchgesättigten Luft erfüllt. Auf manchen Hauptstraßen herrscht zeitweise ein Verkehrschaos mit endlosen Kolonnen oder rücksichtsloser Raserei. Bereits gibt es Wintersportplätze, die nicht immer über genügend Parkraum verfügen, was die Gäste verärgert und verbittert. In verschiedenen Ortschaften bilden der Lärm und der Gestank der Autos eine Landplage, und das Überqueren der Straße ist zu einem lebensgefährlichen Unterfangen geworden. In den letzten Jahren hat sich das Antlitz mancher Bündnerlandschaften durch wesensfremde und deplazierte Bauten nachteilig verändert. Mitten in einheitlichen Bauerndörfern wurden in Stil und Größe unpassende Häuser errichtet und auf sonnigen Wiesen, an Waldrändern und auf Maiensäßen Ferien- und Wochenendhäuser ohne sinnvolle Beziehung zur Umgebung gebaut. Wo vor wenigen Jahren noch kraftvolle Bergbäche tosend zu Tale eilten, schleichen heute armseelige Wasserlein dahin, und die Rastplätze an den Straßen und Wegen sind verschandelt mit zerschlagenen Flaschen, rostigen Konservenbüchsen und mit Plastikpackungen.

Landschaftsschutz und Landesplanung in Graubünden

Von Werner Nigg

Graubünden ist reich an verschiedenartigen Landschaften. Zerklüftete Berggipfel, gleißende Firnfelder, mächtige Gletscherströme, tiefeingeschnittene Tobel, dunkle Wälder, weite Alpweiden, stille Bergseelein, liebliche Bauerndörfer inmitten grüner Matten und sorgfältig bestellter Äcker, sonnige Rebhänge und südliche Kastanienhaine fügen sich mit vielen andern Elementen zu einem wohlgegliederten Ganzen zusammen. Ja, wir dürfen ein schönes Stück Erde unsere Heimat nennen. Wohl stellten die Naturgewalten harte Anforderungen, aber im Kampfe gegen Lawinen, Rufen, Überschwemmungen, Sturm und Kälte wurden die Bündner zäh und widerstandsfähig und dank des uralten Transitverkehrs über die Pässe weltoffen und aufgeschlossen.

Die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch schufen ein gesundes Gleichgewicht. Einerseits ordnete sich der Bergbewohner in die landschaftlichen Gegebenheiten ein, andererseits bezwang er mit Klugheit und Ausdauer die elementaren Kräfte. Auf sicheren, sonnigen Ter-

rassen und andern günstigen Standorten liegen die Siedlungen; an steilen Bergflanken winden sich Straßen und Bahnen empor; kunstvolle, kühne Brücken überspannen schwindelerregende Abgründe, und hoch über die Waldgrenze hinaus erstrecken sich ausgedehnte Lawinenverbauungen.

Es ist nicht nur das gesunde, heilkräftige Klima — es sind nicht allein die vielfältigen Möglichkeiten für den Berg- und Wintersport — es sind ebenso sehr auch die landschaftlichen Reize, die stets aufs neue Menschen aus aller Welt nach Graubünden locken.

Doch ist es heute mit unseren Landschaften noch so wohl bestellt? Bilden die Menschenwerke und die Natur überall eine harmonische Einheit? Fühlen sich die Einwohner wohl in ihren Dörfern? Bietet Graubünden seinen Gästen überall Entspannung, Ruhe, gute Luft, klares Wasser? Besteht noch die Möglichkeit einer ernsthaften Begegnung mit der Natur?

Man wird mir entgegenhalten, daß die geschilderten Zustände eine allgemeine Zeiterscheinung in den sogenannten zivilisierten Ländern seien, daß Graubünden nur existieren könne, wenn es mit der technischen Entwicklung Schritt halte, daß man unsern Kanton weder in einen Nationalpark noch in eine Art Freilichtmuseum aus dem vorigen Jahrhundert umwandeln dürfe.

Sicher müssen wir mit der Zeit gehen, und jeder realistisch denkende Mensch wird eine fortschrittliche Entwicklung Bündens befürworten. Es muß auch dankbar anerkannt werden, daß schon manches im Interesse einer gesunden Entwicklung

unserer Landschaften geleistet worden ist, denken wir nur an die segenreiche Tätigkeit des Natur- und Heimatschutzes und an die Bauvorschriften vieler Gemeinden.

Dies genügt heute jedoch nicht mehr. Was Graubünden braucht, ist eine den ganzen Kanton umfassende Planung und ein genügender Landschaftsschutz!

Man wird vielleicht mit allerlei Einwänden und Bedenken antworten: Wir sind freie Menschen und können über unsern Privatbesitz nach eigenem Gutdünken verfügen. Die Bündner Gemeinden sind autonom und wollen nicht, daß sich andere in ihre Belange einmischen. — Planung mag in Kantonen mit beängstigender Bevölkerungszunahme berechtigt sein; bei uns weisen jedoch ungefähr zwei Drittel der Gemeinden eine Entvölkerung auf. Zudem gibt es ja einen Nationalpark und verschiedene Schutzbestimmungen für Pflanzen und Tiere. Und außerdem bestehen bereits Anfänge von Orts- und Regionalplanungen.

Daß die Notwendigkeit einer Planung an höchster Stelle erkannt wird, beweist die Tatsache, daß gegenwärtig eine Kommission führender Fachleute beauftragt ist, Vorschläge für die Durchführung der Landesplanung in Graubünden auszuarbeiten, welche unseren besonderen Verhältnissen entsprechen. Sicher erwarten alle verantwortungsbewußten Bündner mit großem Interesse den Bericht dieser Kommission.

Es sei dem Schreibenden trotzdem gestattet, einige persönliche Überlegungen zu äußern:

Die Planung sollte auf der Erkenntnis basieren, daß Graubünden in erster Linie ein Agrar-, Durchgangs- und Fremdenverkehrsland bleiben muß. Es ist Aufgabe unserer Generation, dem Kanton diese Wessenzüge zu erhalten. Einige besonders anziehende Gebirgslandschaften sind vor störenden Eingriffen von Seiten des Menschen zu schützen. Vor allem ist mit dem Bau von Bergbahnen und Skiliften in diesen Gebieten größte Zurückhaltung geboten. Ein niederländischer Freund un-

seres Landes äußerte sich einmal in Bezug auf Bergbahnen in der Schweiz wie folgt: «Wer soll in fünfzig Jahren sich noch angelockt fühlen von diesem alpinen Spielzeugkasten, in dem ernsthafte Begegnung mit der Landschaft und Zwiesprache mit der Schöpfung nur in der Firnregion noch möglich ist, während für jedermann die Gärten Siziliens und die Wälder Finnlands erreichbar sind?»

Die übrigen Gebiete aber müssen zu harmonischen Kulturlandschaften weiterentwickelt werden, das heißt zu Landschaften, die für jeden fortschrittlichen Bewohner einen gesunden, schönen Lebensraum darstellen. Dabei ist genügend landwirtschaftliches Areal zu sichern, ohne damit andere lebenswichtige Interessen zu beeinträchtigen. Die unverbauten Landschaften sind vor sinnloser Überbauung zu bewahren, Neubauten dem Gesamtcharakter der Siedlungen anzupassen und für Ferienhäuser geordnete Zonen auszuscheiden. Besondere Beachtung ist dem Wasser und Abwasser, der Beseitigung und Verwertung von Kehricht und Industrieabfällen zu schenken, dazu sind in den meisten Fällen interkommunale, das heißt regionale Planungen notwendig.

Ein Problem für sich bilden die Fremdenverkehrsorte. Einerseits haben diese den Ansprüchen der Gäste aus aller Welt zu genügen, andererseits sollten sie nach Möglichkeit den bündnerischen Charakter beibehalten, ohne daß kitschige Auswüchse entstehen. — Sowohl lieblose Appartmenthäuser wie übertriebene Heimattilbauten passen nicht in ein bündnerisches Hochtal! — Bei der Industrieplanung ist der Art der Industrie und der Standortfrage größte Aufmerksamkeit zu schenken, vor allem in bezug auf den Schutz des Landschaftsbildes, auf die Reinhaltung von Luft und Wasser und die Lärmverhütung.

Obwohl der Wald dank des Eidgenössischen Forstgesetzes weitgehend geschützt ist, besteht die Notwendigkeit, daß er in die Planung mit einbezogen wird. Auch wenn für Rodungen Ersatz geschaffen wird, so sind

diese nur auf jene Fälle zu beschränken, wo Aufgaben von großem Allgemeininteresse sie erfordern. Die Förster weisen auch immer wieder auf die Notwendigkeit hin, daß die Bauordnungen (auch für Ferienhäuser) genügende Bauabstände vom Walde festlegen.

Von eminenter Bedeutung sind seit jeher die Verkehrsfragen. Über die Sorgen mit der Rhätischen Bahn und die Projekte einer Ostalpenbahn ist schon viel geschrieben worden. Notwendig sind auch leistungsfähige Anschlußstraßen an die Nationalstraßen und die Lösung der Parkplatzfragen! Bei der gegenwärtigen Zunahme des motorisierten Verkehrs wird man sich ernstlich überlegen müssen, ob die Bauherren verpflichtet werden sollten, auf privatem Grund und Boden die nötigen Abstellplätze für Fahrzeuge zu errichten. — Und vergessen wir nicht den weiteren Ausbau der Wanderwege!

Was wäre nicht alles zu erwähnen bezüglich der kulturellen Belange! Denken wir an die Erhaltung der Vielsprachigkeit unseres Volkes, an das Schulwesen, die Erwachsenenbildung, an Bibliotheken, an die Vermittlung von Kunst und guter Unterhaltung! Nur eine Planung auf kantonaler Ebene wird in der Lage sein, einer möglichst großen Bevölkerungszahl in allen Regionen hinsichtlich kultureller Institutionen gerecht zu werden. Dies gilt übrigens auch für die hygienische und soziale Betreuung.

Das folgende Zitat faßt das Gesagte in knappen Sätzen zusammen: «Jede Gemeinde benötigt eine gute Bauordnung und in der Regel eine Ortsplanung. Dabei gilt es, auf die Nachbargemeinden Rücksicht zu nehmen. Da sich die Interessen der Gemeinden immer mehr verflechten, wächst die Erkenntnis, daß die Ortsplanungen in manchen Gemeinden nur sinnvoll gestaltet werden können, wenn die gesamte Region ihr Gebiet plant. So wächst die Ortsplanung zur Regionalplanung aus der Erkenntnis autonomer Gemeinden heraus, daß ihr Schicksal nie Einzelschicksal bleiben wird. Das Schick-

sal der Region wiederum ist eng verbunden mit demjenigen des Kantons und des ganzen Landes.*

Daraus ersehen wir, daß eine Zusammenarbeit von privaten, kommunalen und regionalen Planungsstellen unter der Obhut und Führung einer kantonalen Instanz notwendig ist; daß für verschiedene Probleme eine gesamtschweizerische und sogar internationale Planung ist.

Es braucht für die Planung Fachleute der verschiedensten Wissenschaften – und es braucht in erster Linie ausgebildete Planer. Doch eine erfolgreiche Planung ist nur möglich, wenn wir alle einsehen, daß das Wohl und die Freiheit der Gesamtbevölkerung über die Interessen des Einzelnen oder von Gruppen gestellt werden muß – und zwar im Rahmen von Verfassung und Gesetz.

* Schweiz. Vereinigung für Landesplanung: Die Gemeinden und die Landesplanung. Solothurn 1962.

Die Planung und der Landschaftsschutz in Graubünden stellen große und schwierige Aufgaben. Diese können gelöst werden, wenn die Bevölkerung die Notwendigkeit einer möglichst guten Ordnung bei möglichst großer Freiheit einsieht. Dazu braucht es Schulung und Aufklärung. Mögen Eltern, Schulen, Vereine und Behörden mithelfen, unsere Bevölkerung mit dem Gedankengut der Landesplanung vertraut zu machen.

Was alt Bundesrat Wahlen in einer Rede über die Landesplanung in der Schweiz sagte, hat auch für Graubünden volle Gültigkeit. «Wenn man einst unserer Generation einen schweren Vorwurf machen können, so werden Versäumnisse auf andern Gebieten längst vergessen sein, aber Fehler in der Landesplanung und in der Gestaltung des Bodenrechtes sind so schwer reparierbar, daß wir vor der Geschichte schwer bestehen können, wenn wir uns nicht zu Taten aufraffen.»

mannigfache Erscheinungsformen des Lichts einzufangen, die Materie als vom Licht durchflutet erscheinen zu lassen, statt die Lichter einfach nur aufzusetzen. Segantini setzt keine geschlossenen Flächen ins Bild, sondern gibt ein Gewebe von feinen Pinselstrichen. Innerhalb dieses Gewebes werden die Farben hin und wieder rein und in ursprünglicher Frische aufgetragen, wobei sie sich dann im Auge des Betrachters zur geschlossenen Textur verbinden.

Diese Malweise vermag den sechs- und zwanzigjährigen Giacometti so zu überzeugen, daß er seinen ganzen Ehrgeiz darein setzt, es dem Meister gleichzutun. Er übernimmt Segantinis Stricheltechnik, versucht in ähnlicher Weise wie er die Landschaft zu be-seelen und bemüht sich um eine dekorative Flächenwirkung, welche die Nähe des Jugendstils bzw. neuroman-tischer Bestrebungen verrät.

Allerdings: zum Verwechseln ähnlich sind die Bilder der beiden Freunde doch nicht. Das allegorisch-pantheistische Element, das beim späteren Segantini immer mächtiger wird, liegt Giacometti eher fern. Auch wendet er die Methode des Divisionismus oft etwas freier an, so daß die Flächen transparenter wirken als bei Segantini. Gelegentlich wird er befürchtet haben, angesichts des überragenden Vorbildes zum bloßen Nachahmer zu werden. Im Grunde ist ihm doch manches, was Segantini bevorzugt, wesensfremd. Es gilt also, wieder selbständiger zu werden.

Wie das Vorbild geradezu zu einer Fessel werden kann, bezeugt sehr anschaulich ein Bild, das Segantini unvollendet liegen ließ und das Giacometti nach dem Tod des Freundes «vollendete». In der linken unteren Ecke der Gebirgslandschaft «Maloja» stehen die Worte: *cominciato Giovanni Segantini 1899 / completato Giovanni Giacometti 1900**. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß jene Teile des Bildes von Giacometti stammen, welche zwar in der

* Das Bild befindet sich als Leihgabe des Segantini-Museums in der Bündner Kunstsammlung.

Zum hundertsten Geburtstag des Künstlers am 7. März 1968

Giovanni Giacometti

Von *Gabriel Peterli*

Es gibt vermutlich keine jungen Künstler, die sich nicht stark beeinflussen lassen, geschehe dies nun bewußt oder unbewußt. Giovanni Giacometti machte hierin keine Ausnahme. Wie verschieden er sich dabei verhielt, zeigen mit besonderer Deutlichkeit seine Auseinandersetzung mit Giovanni Segantini und seine spätere Begegnung mit der Malerei Vincent van Goghs.

Wie Giovanni Giacometti den um zehn Jahre älteren Segantini im Jahre 1894 kennenlernt, hat er seine «Lehrzeit» eigentlich bereits hinter sich. Er hat zuerst in München studiert, nicht viel besser beraten als ein halbes Jahrhundert früher Gottfried Keller; dann hat er seine Studien in Paris fortgesetzt, aber schon fünf Jahre vor der Begegnung mit Segantini hat er sich von den Ratschlägen bzw. Rezepten seiner akademischen Lehrer

weitgehend unabhängig gemacht. Er scheint schon ziemlich selbständig und schlägt gelegentlich einen durchaus eigenen Ton an. Um so erstaunlicher ist die Tatsache, daß er sich nun von Segantini eine Zeitlang vollständig in den Bann ziehen läßt. Wie kann man sich dies erklären?

Daß Segantini bereits Anerkennung gefunden hat, dürfte nicht allzu wichtig sein. Von größerer Bedeutung ist wohl, daß er kein dozierender Professor, sondern in erster Linie Vorbild und Freund ist. Auch hat er bewiesen, daß die alpine Umwelt durchaus malenswert ist, was für den aus Paris heimkehrenden Giacometti nicht so selbstverständlich gewesen ist. Dazu kommt, daß es dem Meister in aller Stille gelungen ist, Methoden zu entwickeln, die mit den neuesten Bestrebungen von großen Pariser Malern verwandt sind und die es ermöglichen,